

Sprachmauern

T

Über die sozialen und politischen Folgen der deutschen Übersetzungspraxis. Von Tom Reiss

Übersetzen ist immer eine schwierige Angelegenheit, hauptsächlich deshalb, weil die Sprache, die wir sprechen, und die Wirklichkeit, in der wir leben, so sehr voneinander abhängig sind. Es ist ein erkenntnistheoretisches Kopfschmerzrätsel, sich abstrakt zu überlegen, wie eine Farbe aussieht, von der man nur den Namen kennt – nichtsdestoweniger hat jede Sprache ihre eigenen Wörter für – so scheint es – ihre eigenen Farben. Deutschsprachigen Leserinnen und Lesern dieses Artikels mag die Farbe und das Wort „grün“ selbstverständlich und banal erscheinen; in der bretonischen Sprache hingegen existiert keine Entsprechung dazu. Grünzeug ist hier entweder „glaz“ (blau) oder „melenn“ (gelb). Im Irischen gibt es zwar ein Wort für grün („glas“), aber dafür gibt es hier ein ganz anderes Problem: Im Irischen ist zwar eine grüne Wiese „glas“, aber auch die grauen Schafe, die auf ihr grasen.

Und wenn schon so Grundlegendes wie Farben zu kaum überwindbaren Übersetzungsproblemen führt, kann es niemanden überraschen, dass die Übersetzung von komplexeren Sachverhalten – Erzählungen, Filme, Witze, etc. – noch ungemütlichere Schwierigkeiten bereitet. Demzufolge darf von Übersetzungen, egal in welchem Bereich, keine Perfektion erwartet werden, weil diese schlicht nicht möglich ist. Übersetzungen werden immer fehlerhaft sein und in ihren Fehlern auf die Einzigartigkeiten der beteiligten Sprachen hinweisen, selbst wenn die Übersetzenden sich die größte Mühe geben.

Dass letztere dies nur zu oft nicht tun oder tun können, ist an sich auch noch kein Weltuntergang. Da Sprache allgegenwärtig ist, kommt es bei der Übersetzung eben nicht nur auf das Wissen und die Fähigkeiten des Übersetzers oder der Übersetzerin an, sondern auch auf die sozialen, kulturellen und ökonomischen Umstände, unter denen er oder sie arbeitet. Bekannte Bizarriheiten wären zum Beispiel die vor allem in Osteuropa beliebte Eigenart, Filme mit einer Synchronspur zu versehen, die nicht statt des Originaltons läuft, sondern zusätzlich dazu; oder die geographische und kulturelle Abschottung vieler US-Bürgerinnen und Bürger, die es unmöglich macht, auch nur Fetzen des Nicht-Englischen ins Gespräch zu bringen; oder auch die scheinbare französische Nostalgie, für die ihre eigene Sprache nach wie vor jene „lingua franca“ ist, die sie im vorvorherigen Jahrhundert war und die oft zur Weigerung führt, hin und wieder ein wenig sprachliches Entgegenkommen zu zeigen. An diesen Beispielen zeigt sich, dass die Arbeit des Übersetzens ebenso von soziokulturellen Besonderheiten wie von pragmatischen Problemen sowie Stereotypen und Verklärungen erschwert wird.

All das sind Kleinigkeiten, oft sympathisch, manchmal ärgerlich, prinzipiell unvermeidlich. Es mag also unangebracht wirken, sich über die deutsche Übersetzungspraktik zu beschweren. Ich behaupte trotzdem, dass allen grundlegenden Schwierigkeiten zum Trotz, denen Übersetzungen sich immer und überall stellen werden müssen, es in kaum einem Land schlimmer um das Übersetzungswesen steht als in Deutschland.

Transfer

Taschengeld
Bei Taschengeld handelt es sich um die einzige Einnahmequelle kleiner Kinder, amerikanischer Hausfrauen in den 1950er Jahren und Flüchtlingen, die dem Asylbewerberleistungsgesetz unterliegen. Erhöhungen können bei Mami, Papi, Don Draper oder dem Bundesverfassungsgericht beantragt werden.

Man spricht deutsch

Bis in die 1990-er wurden die Texte des japanischen Schriftstellers Haruki Murakami nicht etwa aus dem japanischen Original ins Deutsche übersetzt. Vielmehr entschloss sich der Verlag dazu, die Romane und Erzählungen indirekt aus der englischen Übersetzung ins Deutsche zu übertragen. Was wie ein Umweg wirkt, ist in Wirklichkeit eine ökonomische Abkürzung; denn nicht nur kostet eine Übersetzung aus dem Englischen weniger Zeit, sondern auch der mit der Übersetzung betreuten Person bezahlt man erheblich weniger, wenn sie nur des Englischen, nicht des Japanischen mächtig sein muss.

Ein weiteres Beispiel findet sich in den Werken der allseits bekannten US-amerikanischen Horrorgeschichtenmaschine Stephen King. Wer sich fragt, wieso dieser in Deutschland erheblich selbstverständlicher in die Ecke des trivialen Schundes geschoben wird als in seiner Heimat, findet seine Antwort nicht etwa in dem vermeintlichen Umstand, dass Amerikaner nun einmal Kulturbanausen seien. Grund ist auch hier vielmehr die deutsche Übersetzungspraxis; denn hierzulande erscheinen Kings

Romane – übersetzt ins Deutsche – zum Teil noch vorder Herausgabe in den USA. In Anbetracht dieser Geschwindigkeit kann man sich vorstellen, wie viel sprachliche Qualität übrig bleibt. Und auch hier ist Zeit Geld: denn je früher der neue Stephen King in den Bahnhofskiosken liegt, desto

mehr wird verdient.

Beim Film sieht es kaum anders aus. Quentin Tarantinos „Inglourious Basterds“ ist in seiner Originalfassung ein polyphones Spiel zwischen verschiedenen Sprachen – Englisch, Deutsch und Französisch –, die nicht nur kulturelle Eigenarten und politische Feinheiten in ihrem Fluktuieren thematisieren, sondern gleichzeitig auch Aussagen über ihre eigene Wirkungsweise und Interaktion treffen. Besonders deutlich wird dies in einer Szene, in der die „Basterds“ einen gefangenen Wehrmachtssoldaten verhöhen. Der Deutsch sprechende Soldat antwortet über Vermittlung des polyglotten jüdischen Deutsch-Österreicher Wilhelm Wicki auf die Fragen von

Lieutenant Aldo Raine, der schleppendes, gedehntes Amerikanisch spricht. Von diesem vielsprachigen Spiel bleibt in der deutschen Synchronisierung nicht viel übrig – denn die Synchronisation ignoriert die Mehrsprachigkeit und lässt alle Figuren Deutsch sprechen. Nun wird hierdurch die Vermittlungsfigur Wicki prinzipiell überflüssig; was die Synchronisierung mit dem zweifelhaften Vorgehen löst, Wicki einfach

Raines Fragen leicht variieren nachahmen zu lassen. In der deutschen Übersetzung wird also diese Szene (ebenso wie viele andere) zur Parodie ihrer selbst.

Es stellt sich angesichts dieser Fehlleistungen die Frage, wieso wir so sehr daran gewöhnt sind, alles in „unsere“ Sprache übersetzt zu bekommen, dass wir jede noch so abartige Qualität in Kauf zu nehmen bereit sind. Und an der Übersetzungsschwemme selbst kann kein Zweifel bestehen: Selbst in deutschen Großstädten finden sich nur wenige Originaltonkinos, im Fernsehen ist mit Ausnahme weniger internationaler Sender alles deutsch, die Fremdsprachensektionen deutscher Buchläden sind winzig – selbst Pornos werden synchronisiert, was so manchen nicht-deutschen Personen zur großen Unterhaltung gereicht.

Bildungsbürgerliche Kulturvorstellungen

Woher also der Übersetzungswahn? Zu großen Teilen hat er sicherlich mit einem Minderwertigkeitskomplex deutscher Art zu tun. Denn wo ein Land sich über Jahrhunderte so verzweifelt um nationale Identität und politische Einheit bemüht, wird aus der Landessprache schnell ein Symbol, das es betont zu zeigen gilt. Bezeichnenderweise ist die deutsche Sprache, ähnlich wie die deutsche Nation, im historischen Kontext gesehen sehr jung. So entstand das Althochdeutsche, die älteste überlieferte Form, um etwa 750 nach unserer Zeitrechnung. Und selbst in dieser uns kaum verständlichen Sprache sind nur wenige Texte überliefert. Bei ihnen handelt es sich hauptsächlich um Gebete und Zaubersprüche. Zum Vergleich: Auf Chinesisch können im Jahr 2013 komplexe philosophische Schriften in der Landessprache gelesen werden, die vor drei Jahrtausenden verfasst wurden.

Der Drang zur Übersetzung liegt also nicht an der „historischen Würde“ des Deutschen. Ist es dann vielleicht der oft zitierte Umstand, dass es sich dabei

Hierzulande erscheinen Stephen Kings Romane – übersetzt ins Deutsche – zum Teil noch vor der Herausgabe in den USA

Vom vielsprachigen Spiel in „Inglourious Basterds“ bleibt in der deutschen Synchronisierung nicht viel übrig

um die Sprache der „Dichter und Denker“ handelt? Diese Begründung wird gerade im bildungsbürgerlichen Milieu oft bemüht, um den Übersetzungswahn ins Deckmäntelchen der „Sprachpflege“ zu hüllen, wie sie von Gruppierungen wie der „Stiftung Deutsche Sprache“ betrieben wird.

Doch wenn man diese bildungsbürgerlichen Kulturvorstellungen zu ihren Wurzeln im 18. Jahrhundert zurückverfolgt, wird man auch hier nicht fündig. Man stößt sogar auf Widersprüche: In Zeiten von Romantik und Aufklärung entstehen in Deutschland zwar einige der weltweit wichtigsten Übersetzungstheorien, aber die heutige Praxis hat wenig mit dem zu tun, was sich damals vorgestellt wurde. So imaginiert Goethe, das Urgestein des deutschen Bildungsbürgertums, ein Konzept von Weltliteratur, in die Dichtende und Lesende aller Nationen Zugang finden – basierend nicht zuletzt auf literarischer Übersetzung, die, so betont Goethe, verschiedene Sprachen zusammenbringen soll, und nicht fremde Sprachen ins Deutsche annekieren.

Auch Goethes Zeitgenosse Novalis betont die Wichtigkeit von Sorgfalt und des Beachtens von Individualität – nicht zu vergleichen mit der translatorischen Massenproduktion im heutigen Deutschland:

„Nur dann zeige ich, dass ich einen Schriftsteller verstanden habe, wenn ich in seinem Geiste handeln kann, wenn ich ihn, ohne seine Individualität zu schmälern, übersetzen und mannichfach verändern kann.“

Ähnlich schreibt auch Friedrich Schleiermacher, der Begründer der modernen Hermeneutik, über die Notwendigkeit, beim Übersetzen dem Original ebenso weit entgegenzukommen wie man es zu sich her bemüht:

*„Man versteht die Rede auch als Erzeugniß der Sprache und als Aeüßerung ihres Geistes nur, wenn, indem man z.B. fühlt, so konnte nur ein Hellene denken und reden, so konnte nur diese Sprache in einem menschlichen Geiste wirken, man zugleich fühlt, so konnte nur dieser Mann hellenisch denken und reden, so konnte nur er die Sprache ergreifen und gestalten [...]“*²

Die „Stiftung Deutsche Sprache“ beschert uns Wortneuschöpfungen wie „Prallkissen“, „meuten“ oder „netzplaudern“

Was den Übersetzungstheorien um 1800 vorschwebte, war eine Praxis, die das Deutsche für andere Sprachen öffnet. Jede Sprache entwickelt sich nur in Kontakt mit anderen Sprachen und vergeht, wenn man sie isoliert. Aber eben dies geschieht in der heutigen Übersetzungspraxis, die möglichst alles möglichst schnell und möglichst billig eindeutsch.

Kreuzritter der Sprache und Grammatik-Gurus

Der Rückbezug auf die Sprache der „Dichter und Denker“ mag anmaßend und irreführend sein – aber er funktioniert. Man merkt es an den Bemühungen

der schon erwähnten „Stiftung Deutsche Sprache“. In ihrem Kreuzzug gegen Anglizismen und generell „Verfremdung“ in der Sprache beschert die Stiftung uns Wortneuschöpfungen wie „Prallkissen“ („Airbag“), „meuten“ („mobben“) oder „netzplaudern“ („chatten“). Und während sie sich unpolitisch

präsentiert, stellte sie doch dem deutschen Neonazitum sprachlich Kleinode wie „Weltnetz“ und „Heimseite“ zur Verfügung. Und die Stiftung wird des Kampfes nicht müde: erst diesen Sommer erklärte diese den Duden offiziell zum „Sprachpanser des Jahres“, nachdem sich dessen Redaktion erdreistet hatte, den Begriff „Laptop“ dem „Klapprechner“ vorzuziehen und unter dem Eintrag „Fußball“ unter anderem aufs US-amerikanische „soccer“ zu verweisen.

Gleichzeitig begeistert der Grammatik-Guru Bastian Sick („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“) als Oberlehrer zahllose Menschen und tritt sogar live vor Tausenden auf, um ihnen zu erklären, wie sie „besser“ Deutsch sprechen. Daran ist viel bedenklich, nicht zuletzt der Umstand, dass dies den Rückschritt in einen Umgang mit Grammatik bedeutet, die vermeintlich im 20. Jahrhundert abgelöst wurde; denn während die moderne Linguistik sich immer betonter der deskriptiven, also beschreibenden Grammatik widmete, war es bis zu diesem Zeitpunkt lange Jahrhunderte üblich gewesen, präskriptive, also vorschreibende Grammatik zu betreiben.

Wohin man sieht, ist man in Deutschland nicht nur passiv einverstanden mit dem Umstand, dass es immer mehr von anderen Sprachen isoliert wird – viele Stimmen finden sogar lobende Worte dafür. In einem jüngst im SZ-Magazin erschienenen Artikel mit dem Titel „Originale sind überschätzt“ (Heft 36/2013)

U

Überstellung

Unbegleiteter minderjähriger Flüchtling (UMF)

V

verteidigt der Autor Thomas Barnthaler vehement seine Weigerung, sich beim Genießen der US-Fernsehserie „The Sopranos“ auf „[...] Tony Sopranos nuschelndes, schnaubendes, fettleibiges New-Jersey-Italo-Englisch einzulassen [...]“. Es sei Herrn Barnthaler gegönnt, sich die deutsche statt der Originalversion der Serie gefallen zu lassen, wenn er das

Vorbereitungshaft

Zugewanderte Menschen, deren Deutsch vielleicht nicht perfekt ist und die trotzdem gerne am kulturellen Leben teilnehmen möchten, werden ausgeschlossen

möchte – nichtsdestoweniger ist nur schwer nachvollziehbar, inwiefern glattgebügeltes Synchronstudio-Standarddeutsch inklusive peinlicher Übersetzungsfehler den Genuss einer Mafia-Serie angenehmer oder authentischer macht als eben das erwähnte New-Jersey-Italo-Englisch.

Vollziehbar
ausreisepflichtig
(Aufenthaltsgesetz)

Aber das deutsche Publikum ist es nun schon seit einer Weile gewöhnt, sich berieseln zu lassen, ohne sich beim Rezipieren die geringste Mühe geben zu müssen. Diese Art von Schwerfälligkeit ist erheblich mehr als einfach nur faul – sie verweist auf einen größeren Komplex von Problemen.

Verlassenserlaubnis

Erschreckend unsozial

Was nämlich geschieht, ist Folgendes: Die Kulturindustrie, verkörpert von Verlagen, Fernsehsendern und Filmverleihen, tut das, was kapitalistische Unternehmen nun einmal tun, nämlich mit möglichst wenig Aufwand möglichst schnell billige Produkte zu verkaufen. Das deutsche Publikum lässt das mit sich machen, denn erstens ist es gar nichts anderes gewöhnt (und hat deswegen das Gefühl, Anspruch auf sprachliche Sonderbehandlung zu haben). Zweitens aber erhält das Publikum Rückendeckung vom Phantasma des deutschen Bildungsbürgertums, das ihm den Eindruck gibt, mit dem stumpfsinnigen Konsum alles „Deutschen“ erfülle es auch noch eine wichtige „sprachpflegerische“ Kulturleistung.

Diese Situation ist fatal in mehr als einer Hinsicht. Zuerst und ganz allgemein führt diese Praxis, man sieht es am Großteil der deutschen Kulturproduktion, zu einem drastischen Verlust an Qualität. Zweitens öffnet die „Sprachpflegerei“ all denen Tür und Tor, die den Stolz auf das „Eigene“ politisch und sozial auf nationalistische Ebenen erheben.

Gleichzeitig aber, und das ist vielleicht der traurigste Effekt, ist das Umgehen der Deutschen mit der deutschen Sprache erschreckend unsozial, schließt Menschen aus. Es schließt Menschen aus, die gerne neben dem Genuss an ihrer Muttersprache auch Zugriff auf die Kulturleistungen anderer Sprachen hätten – dass dies möglich wäre, zeigt sich am Beispiel vieler anderer Länder, beispielsweise der Niederlande, Israels oder der skandinavischen Nationen. Es schließt zugewanderte Menschen aus, deren Deutsch vielleicht nicht perfekt ist und die trotzdem gerne an einem kulturellen Leben teilnehmen möchten, das ihnen aber nicht entgegenkommt. Es schließt bilinguale Beziehungen und Familien aus, für die mehrere Sprachen gleich wichtig und wertvoll sind. Für diese Menschen wird die Sprache hier zu einer unüberwindbaren Mauer, mit der die „Dichter und Denker“ sie sich vom Hals halten.<

Tom Reiss
hat Literaturtheorie und Linguistik studiert, lehrt und forscht an der LMU in München und promoviert zum Phantastischen bei Franz Kafka und Haruki Murakami.

1 Novalis (1797/1929),

Fragmente, hg. v. Ernst Kamnitzer, Dresden: Wolfgang Jess Verlag, S. 222.

2 Schleiermacher, Friedrich David Ernst (1813/2002), „Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens“, in ders., *Akademievorträge*, hg. v. Martin Rössler, Berlin/New York: de Gruyter, S. 69-93, hier S. 72.

62 Hinterland

W

Wiedereinreise

Wohnsitznahme-
verpflichtung

Widerspruchsaus-
schluss (§ 11
Asylverfahrensge-
setz)

Wirtschafts-
flüchtling

Wartefrist





Taschengeld